

Michel Foucault

Die Geburt der Biopolitik

Geschichte der Gouvernementalität II
suhrkamp taschenbuch
wissenschaft

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 1809

Diese Vorlesungen Foucaults am Collège de France stehen am Anfang eines der wirkmächtigsten Konzepte der modernen Sozialwissenschaften und Politischen Philosophie: der »Gouvernementalität«. Foucaults zweibändige *Geschichte der Gouvernementalität – Sicherheit, Territorium, Bevölkerung* (stw 1808) und *Die Geburt der Biopolitik* – entwickelt diesen Begriff und seine theoretischen Implikationen anhand einer materialreichen Analyse der Genese des modernen Liberalismus und seines Schattens: der Biomacht. Während *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung* den Akzent auf die Beziehungen zwischen der Regierungskunst, der Normalisierung und der Subjektivierung legt, konzentriert sich *Die Geburt der Biopolitik* auf den Neoliberalismus und die komplexen Relationen, die er mit dem Staat unterhält. Hinter allen historischen, soziologischen, politischen und ökonomischen Untersuchungen steht aber das, was für Foucault das eigentliche Interesse des Philosophen ausmacht: Die »Politik der Wahrheit«.

In der Reihe der Collège-de-France-Vorlesungen Michel Foucaults sind zuletzt erschienen: *Die Macht der Psychiatrie* (1973/74; 2005); *Hermeneutik des Subjekts* (1981/82; 2004); *Die Anormalen* (1974/75; 2003).

Michel Foucault
Die Geburt der Biopolitik

Geschichte der
Gouvernementalität II

Vorlesung am Collège de France
1978-1979

Herausgegeben von
Michel Sennelart

Aus dem Französischen
von Jürgen Schröder

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe:
Naissance de la biopolitique
© 2004 Éditions Gallimard / Édition du Seuil, Paris

Veröffentlicht mit freundlicher Unterstützung
des französischen Ministeriums für Kultur –
Centre national du livre
und der Maison des Sciences de l'homme, Paris

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1809

Erste Auflage 2006

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag

Frankfurt am Main 2004

Alle Rechte vorbehalten,

insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag nach Entwürfen von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Satz: Memminger MedienCentrum

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 3-518-29409-1

ISBN 978-3-518-29409-3

1 2 3 4 5 6 – 11 10 09 08 07 06

Inhalt

Vorwort	7
Vorlesung 1 (Sitzung vom 10. Januar 1979)	13
Vorlesung 2 (Sitzung vom 17. Januar 1979)	49
Vorlesung 3 (Sitzung vom 24. Januar 1979)	81
Vorlesung 4 (Sitzung vom 31. Januar 1979)	112
Vorlesung 5 (Sitzung vom 7. Februar 1979)	148
Vorlesung 6 (Sitzung vom 14. Februar 1979)	185
Vorlesung 7 (Sitzung vom 21. Februar 1979)	225
Vorlesung 8 (Sitzung vom 7. März 1979)	260
Vorlesung 9 (Sitzung vom 14. März 1979)	300
Vorlesung 10 (Sitzung vom 21. März 1979)	331
Vorlesung 11 (Sitzung vom 28. März 1979)	367
Vorlesung 12 (Sitzung vom 4. April 1979)	399

Zusammenfassung der Vorlesungen	435
Situierung der Vorlesungen	445
Literaturverzeichnis	490
Namenregister	505
Detailliertes Inhaltsverzeichnis	511

Vorwort

Michel Foucault hat am Collège de France von Dezember 1970 bis zu seinem Tod im Juni 1984 gelehrt, mit Ausnahme des Jahres 1977, seinem Sabbatjahr. Sein Lehrstuhl trug den Titel: »Geschichte der Denksysteme«.

Dieser wurde am 30. November 1969 auf Vorschlag von Jules Vuillemin von der Generalversammlung der Professoren des Collège de France an Stelle des Lehrstuhls der »Geschichte des philosophischen Denkens« eingerichtet, den Jean Hippolyte bis zu seinem Tod innehatte. Dieselbe Versammlung wählte Michel Foucault am 12. April 1970 zum Lehrstuhlinhaber.¹ Er war 43 Jahre alt.

Michel Foucault hielt seine Antrittsvorlesung am 2. Dezember 1970.²

Der Unterricht am Collège de France gehorcht besonderen Regeln: Die Professoren sind verpflichtet, pro Jahr 26 Unterrichtsstunden abzuleisten (davon kann höchstens die Hälfte in Form von Seminarsitzungen abgegolten werden).³ Sie müssen jedes Jahr ein neuartiges Forschungsvorhaben vorstellen, wodurch sie gezwungen werden sollen, jeweils einen neuen Unterrichtsinhalt zu bieten. Es gibt keine Anwesenheitspflicht für die Vorlesungen und Seminare; sie setzen weder ein Aufnahmeverfahren noch ein Diplom voraus. Und der Professor stellt auch keines aus.⁴ In der Terminologie des Collège de

1 Michel Foucault hatte für seine Kandidatur ein Plädoyer unter folgender Formel abgefaßt: »Man müßte die Geschichte der Denksysteme unternehmen« (»Titre et Travaux«, in: *Dits et Ecrits, 1954-1988*, hg. v. Daniel Defert und François Ewald unter Mitarbeit von J. Lagrange, Paris 1994, Bd. I, 1964-1969, S. 842-846, bes. S. 846; dt. »Titel und Arbeiten«, in: ders., *Dits et Ecrits. Schriften*, Bd. I, 1954-1969, Frankfurt/Main 2001, S. 1069-1075, bes. S. 1074 f.).

2 In der Editions Gallimard im März 1971 unter dem Titel *L'Ordre du discours (Die Ordnung des Diskurses)* publiziert.

3 Was Michel Foucault bis Anfang der 80er Jahre machte.

4 Im Rahmen des Collège de France.

France heißt das: Die Professoren haben keine Studenten, sondern Hörer.

Die Vorlesungen von Michel Foucault fanden immer mittwochs statt, von Anfang Januar bis Ende März. Die zahlreiche Hörerschaft aus Studenten, Dozenten, Forschern und Neugierigen, darunter zahlreiche Ausländer, füllte zwei Amphitheater im Collège de France. Michel Foucault hat sich häufig über die Distanz zwischen sich und seinem Publikum und über den mangelnden Austausch beschwert, die diese Form der Vorlesung mit sich brachte.⁵ Er träumte von Seminaren als dem Ort echter gemeinsamer Arbeit. Er machte dazu verschiedene Anläufe. In den letzten Jahren widmete er gegen Ende seiner Vorlesungen immer eine gewisse Zeit dem Beantworten von Hörerfragen.

Ein Journalist des *Nouvel Observateur*, Gérard Petitjean, gab die Atmosphäre 1975 mit folgenden Worten wieder: »Wenn Foucault die Arena betritt, eiligen Schritts vorwärtsprechend, wie jemand, der zu einem Kopfsprung ins Wasser ansetzt, steigt er über die Sitzenden hinweg, um zu seinem Pult zu gelangen, schiebt die Tonbänder beiseite, um seine Papiere abzuliegen, zieht sein Jackett aus, schaltet die Lampe an und legt los, mit hundert Stundenkilometern. Mit fester und durchdringender Stimme, die von Lautsprechern übertragen wird, als einzigem Zugeständnis an die Modernität eines mit nur einer Lampe erhellten Saals, die ihren Schein zum Stuck hochwirft. Auf dreihundert Sitzplätze pferchen sich fünfhundert Leute, saugen noch den letzten Freiraum auf . . . Keinerlei rhetorische Zugeständnisse. Alles transparent und unglaublich effizient. Nicht das kleinste Zugeständnis an die Improvisation. Fou-

⁵ Michel Foucault verlegte 1976 in der – vergeblichen – Hoffnung, die Hörerschaft zu reduzieren, den Vorlesungsbeginn von 17 Uhr 45 am späten Nachmittag auf 9 Uhr morgens. Vgl. den Anfang der ersten Vorlesung (am 7. Januar 1976) von »*Il faut défendre la société*«. *Cours au Collège de France (1975-76)*, unter der Leitung von François Ewald und Alessandro Fontana hrsg. von Mauro Bertani und Alessandro Fontana, Paris 1997 [dt. von M. Ott: *In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975-76)*, Frankfurt/Main 1999].

cault hat pro Jahr zwölf Stunden, um in öffentlichem Vortrag den Sinn seiner Forschung des zu Ende gehenden Jahres zu erklären. Daher drängt er alles maximal zusammen und füllt die Randspalten, wie jene Korrespondenten, die noch immer allerhand zu sagen haben, wenn sie längst am Fuß der Seite angekommen sind. 19 Uhr 15. Foucault hält inne. Die Studenten stürzen zu seinem Pult. Nicht um mit ihm zu sprechen, sondern um die Kassettenrekorder abzuschalten. Niemand fragt etwas. In dem Tohuwabohu ist Foucault allein.« Und Foucault dazu: »Man müsste über das von mir Vorgestellte diskutieren. Manchmal, wenn die Vorlesung nicht gut war, würde ein Weniges genügen, eine Frage, um alles zurechtzurücken. Aber diese Frage kommt nie. In Frankreich macht die Gruppenbindung jede wirkliche Diskussion unmöglich. Und da es keine Rückkoppelung gibt, wird die Vorlesung theatralisch. Ich habe zu den anwesenden Personen eine Beziehung wie ein Schauspieler oder Akrobat. Und wenn ich aufhöre zu sprechen, die Empfindung totaler Einsamkeit.«⁶

Michel Foucault ging seinen Unterricht wie ein Forscher an: Erkundungen für ein zukünftiges Buch, auch Rodungen für zu problematisierende Felder, die sich wie Einladungen an werdende Forscher anhörten. Auf diese Weise verdoppeln die Vorlesungen im Collège nicht die veröffentlichten Bücher. Sie nehmen diese nicht skizzenartig vorweg, auch wenn die Themen der Vorlesungen und Bücher die gleichen sind. Sie haben ihren eigenen Status und ergeben sich aus dem Einsatz eines bestimmten Diskurses im Gesamt der von Michel Foucault erstellten »philosophischen Akten«. Er breitet darin insbesondere das Programm einer Genealogie der Beziehungen von Wissen und Macht aus, im Hinblick auf welche er seine Arbeit – im Gegensatz zu der einer Archäologie der Diskursformationen, die sie bisher angeleitet hatte – reflektieren wird.⁷

6 Gérard Petitjean, »Les Grands Prêtres de l'Université française«, *Le Nouvel Observateur*, 7. April 1975.

7 Vgl. insb. »Nietzsche, die Genealogie, die Historie«, in: ders., *Dits et Ecrits. Schriften*, Bd. II, 1970-1975, Frankfurt/Main 2002, S. 166-191.

Die Vorlesungen hatten auch ihre Funktion innerhalb des Zeitgeschehens. Der Hörer, der ihnen folgte, wurde nicht nur von der Erzählung, die Woche für Woche weitergestrickt wurde, eingenommen; er wurde nicht nur durch die Stringenz des Vortrags verführt; er fand darin auch eine Erhellung der Tagesereignisse. Die Kunst Michel Foucaults bestand in der Durchquerung des Aktuellen mittels der Geschichte. Er konnte von Nietzsche und Aristoteles sprechen, von psychiatrischen Gutachten des 19. Jahrhunderts oder der christlichen Pastoral, der Hörer bezog daraus immer Einsichten in gegenwärtige und zeitgenössische Ereignisse. Michel Foucaults Stärke lag bei diesen Vorlesungen in dieser subtilen Verbindung von Gelehrsamkeit, persönlichem Engagement und einer Arbeit am Ereignis.

Die in den 70er Jahren entwickelten und perfektionierten Kassettenrekorder haben das Pult von Michel Foucault in Windeseile erobert. Auf diese Weise wurden die Vorlesungen (und gewisse Seminare) aufbewahrt.

Diese Ausgabe hat das öffentlich vorgetragene Wort von Michel Foucault zum Referenten. Sie bietet dessen möglichst wortgetreue Nachschrift.⁸ Wir hätten es gerne als solches wiedergegeben. Aber die Umwandlung des Mündlichen ins Schriftliche verlangt den Eingriff des Herausgebers: Zumindest eine Zeichensetzung muß eingeführt und das Ganze in Paragraphen unterteilt werden. Das Prinzip war indes, so nah wie möglich an der tatsächlich vorgetragenen Vorlesung zu bleiben.

Wenn es *unabdingbar* erschien, wurden Wiederaufnahmen und Wiederholungen weggelassen; unvollendete Sätze wurden zu Ende geführt und unrichtige Konstruktionen berichtigt.

Auslassungspunkte zeigen an, daß die Aufzeichnung unverständlich ist. Wenn der Satz unverständlich ist, haben wir in ek-

8 Insbesondere sind die von Gérard Burlet und Jacques Lagrange erstellten Tonbandaufnahmen verwendet worden, die auch beim Collège de France und beim IMEC (Institut Mémoires de l'Édition contemporaine) deponiert sind.

kigen Klammern das vermutete Fehlende eingefügt oder ergänzt.

Ein Sternchen am Fuß der Seite gibt die signifikanten Abweichungen der Aufzeichnungen Michel Foucaults vom Vorgetragenen wieder.

Die Zitate wurden überprüft und die verwendeten Textbezüge angegeben. Der kritische Apparat beschränkt sich darauf, dunkle Punkte zu erhellen, gewisse Anspielungen zu erläutern und kritische Punkte zu präzisieren.

Um die Lektüre zu erleichtern, wurde jeder Vorlesung eine Zusammenfassung vorangestellt, die die Schwerpunkte der Ausführungen angibt.⁹

Dem Vorlesungstext folgt deren Zusammenfassung, wie sie im *Jahresbericht des Collège de France* abgedruckt wurde. Michel Foucault redigierte sie im allgemeinen im Juni, also einige Zeit nach Beendigung der Vorlesung. Für ihn war das eine gute Gelegenheit, im nachhinein deren Intention und Ziele herauszuarbeiten. Sie ist deren beste Präsentation.

Jeder Band wird mit einer »Situierung« abgerundet, für die der Herausgeber verantwortlich zeichnet: Darin sollen dem Leser Hinweise zum biographischen, ideologischen und politischen Kontext geliefert, die Vorlesung in das veröffentlichte Werk eingeordnet und Hinweise hinsichtlich ihrer Stellung innerhalb des verwendeten Korpus gegeben werden, um sie leichter verständlich zu machen und Mißverständnisse zu vermeiden, die sich aus dem Vergessen der Umstände, unter welchen jede der Vorlesungen erarbeitet und gehalten wurde, ergeben könnten. Die Vorlesung des Jahres 1978/79 wird von Michel Senneart herausgegeben.

Mit dieser Ausgabe der Vorlesungen des Collège de France wird eine neue Seite des »Werks« von Michel Foucault publiziert.

9 Am Ende des Bandes findet man in der »Situierung der Vorlesung« die Kriterien und Entscheidungen dargelegt, nach denen die Herausgeber der Vorlesung dieses Jahres vorgegangen sind.

Es geht im eigentlichen Sinn nicht um Unveröffentlichtes, da diese Ausgabe das öffentlich von Michel Foucault vorgetragene Wort wiedergibt und die Textstütze, auf die er zurückgriff und die unter Umständen sehr ausgefeilt war, vernachlässigt. Daniel Defert, der die Aufzeichnungen von Michel Foucault besitzt, hat den Herausgebern Einsichtnahme in sie gewährt. Wir sind ihm dafür zu großem Dank verpflichtet.

Diese Ausgabe der Vorlesungen am Collège de France wurde von den Erben Michel Foucaults autorisiert, die der großen Nachfrage in Frankreich wie anderswo entgegenzukommen suchten. Und das unter unbestreitbar ernsthaften Voraussetzungen. Die Herausgeber suchten dem Vertrauen, das in sie gesetzt wurde, zu entsprechen.

François Ewald und Alessandro Fontana

Vorlesung I
(Sitzung vom 10. Januar 1979)

Methodenfragen. – Angenommen, es gibt keine Universalien. – Zusammenfassung der Vorlesung des Vorjahrs: Das begrenzte Ziel der Herrschaft der Staatsräson (Außenpolitik) und das unbegrenzte Ziel des Polizeistaats (Innenpolitik). – Das Recht als Prinzip der externen Begrenzung der Staatsräson. – Perspektive der diesjährigen Vorlesung: Die politische Ökonomie als Prinzip der internen Begrenzung der Vernunft der Regierung. – Worum es im allgemeinen bei dieser Untersuchung geht: Die Koppelung einer Reihe von Praktiken an das Regime der Wahrheit und ihre Auswirkungen auf die Wirklichkeit. – Was ist der Liberalismus?

[Sie kennen] das Zitat von Freud: »Acheronta movebo«. ¹ Nun, ich möchte die diesjährige Vorlesung unter das Zeichen eines anderen, weniger bekannten Zitats stellen, das von jemandem stammt, der auf gewisse Weise weniger bekannt ist, nämlich von dem englischen Staatsmann Walpole, ² der in bezug auf seine eigene Regierungsweise sagte: »Quieta non movere«: »Was in Ruhe ist, soll man nicht stören«. ³ In einem bestimmten Sinn ist das das Gegenteil von Freud. Ich möchte also dieses Jahr ein bißchen mit dem weitermachen, womit ich letztes Jahr begonnen habe, nämlich die Geschichte dessen zurückverfolgen, was man die Kunst des Regierens nennen könnte. »Kunst des Regierens«, Sie erinnern sich, in welchem sehr engem Sinn ich das verstanden hatte, d. h., in einem sehr engen Sinn, da ich das Wort »regieren« so verwendet hatte, daß ich alle die vielen Weisen, Modalitäten und Möglichkeiten der Leitung von Menschen, der Steuerung ihres Verhaltens, der Einschränkung ihrer Handlungen und Reaktionen usw. beiseite ließ. Ich hatte also alles beiseite gelassen, was man gewöhnlich als das Regieren der Kinder, das Regieren der Familien, das Regieren eines Haushalts, das Regieren der Seelen, das Regieren der Gemeinden usw. versteht und lange Zeit verstanden hatte. Und ich hatte nur die Regierung der Menschen in dem Sinne in Betracht

gezogen, und werde es auch dieses Jahr tun, in dem sie als Ausübung der politischen Souveränität erscheint.

Also »Regierung« im engen Sinne, aber »Kunst«, »Regierungskunst« ebenfalls im engen Sinne, da ich unter »Regierungskunst« nicht die Weise verstand, in der die Regierenden wirklich regiert haben. Ich habe die wirkliche Regierungspraxis, wie sie sich entwickelt hat, indem sie hier und dort die behandelte Situation, die gestellten Probleme, die gewählten Taktiken, die verwendeten, ersonnenen oder umgestalteten Mittel bestimmt, nicht untersucht und will sie nicht untersuchen. Ich wollte die Regierungskunst studieren, d.h. die reflektierte Weise, wie man am besten regiert, und zugleich auch das Nachdenken über die bestmögliche Regierungsweise. Das bedeutet, daß ich versucht habe, die Instanz der Reflexion in der Regierungspraxis und auf die Regierungspraxis zu erfassen. In einem bestimmten Sinn, wenn Sie so wollen, ist es das Selbstbewußtsein des Regierens, das ich untersuchen wollte, und doch stört mich dieses Wort des Selbstbewußtseins, und ich werde es deshalb nicht verwenden, weil ich lieber sagen möchte, was ich zu erfassen versucht habe und was ich dieses Jahr noch zu erfassen versuchen möchte, nämlich die Art und Weise, wie man innerhalb und außerhalb der Regierung und jedenfalls in unmittelbarer Nähe der Regierungspraxis versucht hat, diese Praxis, die im Regieren besteht, begrifflich zu fassen. Ich möchte versuchen, die Weise zu bestimmen, wie man das Anwendungsfeld der Regierungspraxis, seine verschiedenen Gegenstände, seine allgemeinen Regeln, seine aufs Ganze gerichteten Ziele eingerichtet hat, um auf die bestmögliche Weise zu regieren. Kurz gesagt, es handelt sich, wenn Sie so wollen, um die Untersuchung der Rationalisierung der Regierungspraxis bei der Ausübung der politischen Souveränität.

Das impliziert unmittelbar eine bestimmte Wahl der Methode, auf die ich jedenfalls bei Gelegenheit ausführlicher einzugehen versuchen werde. Ich möchte Ihnen jedoch gleich sagen, daß die Entscheidung, über die Regierungspraxis zu sprechen oder von ihr auszugehen, natürlich eine ganz explizite Weise ist, eine

bestimmte Anzahl von Begriffen beiseite zu lassen, wie zum Beispiel Souverän, Souveränität, Volk, Untertanen, Staat, bürgerliche Gesellschaft, als erste, primitive oder gegebene Gegenstände: alle diese Universalien, die die soziologische und die historische Analyse oder die der politischen Philosophie verwenden, um die Regierungspraxis darzulegen. Ich möchte genau das Umgekehrte tun, d. h. von dieser Praxis ausgehen, wie sie sich darstellt, aber zugleich wie sie sich reflektiert und sich rationalisiert, um von da aus zu sehen, wie sich bestimmte Dinge wirklich konstituieren können, über deren Status man sich natürlich Fragen stellen muß: der Staat und die Gesellschaft, der Souverän und die Untertanen usw. Mit anderen Worten, anstatt von Universalien auszugehen, um daraus konkrete Phänomene abzuleiten, oder vielmehr von Universalien als notwendigem Raster für das Verstehen einer bestimmten Zahl von konkreten Praktiken auszugehen, möchte ich von diesen konkreten Praktiken ausgehen und gewissermaßen die Universalien in das Raster dieser Praktiken einordnen. Es handelt sich hier nicht um das, was man historistische Reduktion nennen könnte. Worin würde sie bestehen? Nun, gerade von diesen Universalien auszugehen, so wie sie sich darstellen, und zu sehen, wie die Geschichte sie beeinflußt oder verändert oder schließlich ihre Ungültigkeit feststellt. Der Historizismus geht vom Universalien aus und bearbeitet es sozusagen mit der Raspel der Geschichte. Mein Problem ist ganz entgegengesetzt. Ich gehe von der zugleich theoretischen und methodologischen Entscheidung aus, die in Folgendem besteht: Angenommen, es gibt keine Universalien, und ich stelle hier die Frage der Geschichtswissenschaft und den Historikern: Wie können Sie Geschichte schreiben, wenn Sie nicht a priori zugeben, daß etwas wie der Staat, die Gesellschaft, der Souverän, die Untertanen existieren? Das ist dieselbe Frage, die ich stellte, als ich gerade nicht fragte: Gibt es den Wahnsinn? Ich werde untersuchen, ob die Geschichte mir so etwas wie den Wahnsinn gibt oder mich darauf verweist. Nein, sie weist mich nicht auf so etwas wie den Wahnsinn hin, also gibt es den Wahnsinn nicht.

Das war nicht die Schlußfolgerung, das war nicht die wirkliche Methode. Die Methode bestand darin, zu sagen: Angenommen, der Wahnsinn existiert nicht. Was ist dann die Geschichte, die man anhand dieser verschiedenen Ereignisse, dieser verschiedenen Praktiken schreiben kann, die sich anscheinend um diese unterstellte Sache, den Wahnsinn, gruppieren?⁴ Ich möchte hier also genau das Gegenteil des Historizismus tun. Also nicht die Universalien befragen, indem ich als kritische Methode die Geschichte verwende, sondern von der Entscheidung der Nichtexistenz der Universalien ausgehen, um die Frage zu stellen, was für eine Geschichte man schreiben könnte. Ich werde darauf ausführlicher zurückkommen.⁵

Letztes Jahr, Sie erinnern sich, habe ich versucht, eine jener, wie ich meine, wichtigen Episoden in der Geschichte des Regierens zu untersuchen. Diese Episode war, grob gesagt, die Erscheinung und die Einrichtung dessen, was man zu jener Zeit die Staatsräson nannte, und zwar in einem unendlich viel stärkeren, genaueren, strengeren und auch weiteren Sinn als demjenigen, den man dem Begriff später gegeben hat.⁶ Was ich versucht hatte auszumachen, war das Auftauchen einer bestimmten Art von Rationalität in der Regierungspraxis, einen bestimmten Typ von Rationalität, der die Regelung der Art der Regierung von etwas, das sich Staat nennt, gestatten würde und der gegenüber dieser Regierungspraxis, gegenüber diesem Kalkül der Regierungspraxis zugleich die Rolle von etwas Gegebenem spielt, da man ja nur einen Staat regieren kann, der schon da ist, nur im Rahmen eines Staats regieren kann, das ist richtig, aber der Staat wird eben auch ein herzustellendes Ziel sein. Der Staat ist zugleich das Bestehende, aber auch das, was noch nicht genügend existiert. Und die Staatsräson ist gerade eine Praxis oder vielmehr die Rationalisierung einer Praxis, die zwischen dem Staat als Gegebenem und dem Staat als Herzustellendem und zu Errichtendem angesiedelt ist. Die Regierungskunst muß also ihre Regeln bestimmen und ihre Handlungsweisen rationalisieren, indem sie sich sozusagen als Ziel vornimmt, das Seinsollen des Staats in ein Sein zu verwandeln. Der Staat, wie

er gegeben ist, nun die *Ratio* des Regierens, erlaubt auf überlegte, reflektierte, berechnete Weise, ihn zu seinem vollsten Sein zu bringen. Was heißt Regieren? Regieren nach dem Prinzip der Staatsräson bedeutet, daß man es so einrichtet, daß der Staat dauerhaft und stabil gemacht wird, daß er reich gemacht werden kann, daß er stark gemacht werden kann angesichts all dessen, was ihn zerstören könnte.

Einige Bemerkungen darüber, was ich also letztes Jahr zu tun versucht habe, um die Vorlesungsreihe von letztem Jahr ein wenig zusammenzufassen. Ich möchte zwei oder drei Punkte betonen. Erstens, Sie erinnern sich, was diese neue Regierungsrationalität auszeichnete, die man Staatsräson nennt und die sich grob gesagt im Laufe des 16. Jahrhunderts konstituiert hatte, war, daß der Staat dort als eine Wirklichkeit geschildert und bestimmt wurde, die zugleich spezifisch und autonom oder zumindest relativ autonom ist. Das bedeutet, daß der Regierende des Staats natürlich eine gewisse Zahl von Prinzipien und Regeln respektieren muß, die den Staat überragen oder ihn beherrschen und die ihm äußerlich sind. Der Regierende muß die göttlichen, moralischen, natürlichen Gesetze beachten, Gesetze, die weder mit dem Staat homogen noch ihm wesentlich sind. Aber während er diese Gesetze befolgt, hat der Regierende etwas ganz anderes zu tun, als das Heil seiner Untertanen im Jenseits zu sichern, während man feststellt, daß im Mittelalter die Rolle des Souveräns ständig so beschrieben wurde, daß er seinen Untertanen dabei helfen soll, ihr Heil im Jenseits zu finden. Künftig hat der Regierende sich nicht mehr mit dem Heil seiner Untertanen im Jenseits zu beschäftigen, zumindest nicht direkt. Er muß auch nicht mehr sein väterliches Wohlwollen auf seine Untertanen ausdehnen und zwischen sich und ihnen eine Vater-Kind-Beziehung herstellen, während im Mittelalter die väterliche Rolle des Souveräns immer sehr hervorgehoben wurde und sehr deutlich war. Der Staat ist, mit anderen Worten, weder ein Haus noch eine Kirche, noch ein Reich. Der Staat ist eine spezifische und unzusammenhängende Wirklichkeit. Der Staat existiert nur für sich selbst und in bezug auf

sich selbst, was auch immer das System des Gehorsams sei, das er anderen Systemen wie der Natur oder Gott verdankt. Der Staat existiert nur durch sich selbst und für sich selbst, und er existiert nur im Plural, d. h., er muß sich in einem mehr oder weniger nahen oder fernen geschichtlichen Horizont nicht auf so etwas wie eine imperiale Struktur gründen oder sich ihr unterordnen, die sozusagen eine Erscheinung Gottes in der Welt wäre, eine Erscheinung, die die Menschen in einer schließlich vereinten Menschheit bis an den Rand des Endes der Welt führen würde. Es gibt also keine Integration des Staats in ein Reich. Der Staat existiert nur als Staaten, im Plural.

Besonderheit und Pluralität des Staats. Ich habe Ihnen andererseits zu zeigen versucht, daß diese plurale Besonderheit des Staats in einer Reihe von besonderen Regierungsweisen Form angenommen hatte, in diesen Regierungsweisen und zugleich in den entsprechenden Institutionen. Zuerst war es auf der wirtschaftlichen Seite der Merkantilismus, d. h. eine Form des Regierens. Der Merkantilismus ist keine ökonomische Lehre, sondern viel mehr und anderes als eine ökonomische Lehre. Er ist eine bestimmte Organisation der Produktion und der Handelswege nach dem Prinzip, daß erstens der Staat sich durch die Akkumulation von Geld bereichern soll, zweitens daß er sich durch das Wachstum der Bevölkerung stärken soll, drittens daß er sich in einem Zustand der ständigen Konkurrenz mit den fremden Mächten befinden und halten soll. Soviel zum Merkantilismus. Die zweite Art, wie sich das Regieren nach der Staatsräson in einer Praxis organisieren und wie es Form annehmen kann, ist die innere Verwaltung, d. h. das, was man seinerzeit Polizei nannte, nämlich die unbegrenzte Reglementierung des Landes nach dem Modell einer straffen städtischen Organisation. Schließlich drittens die Einrichtung einer ständigen Armee und einer ebenfalls ständigen Diplomatie. Die Organisation, wenn Sie so wollen, eines ständigen diplomatisch-militärischen Apparats, der zum Ziel hat, die Pluralität der Staaten außerhalb jeder imperialen Einverleibung aufrechtzuerhalten, so daß sich ein gewisses Gleichgewicht zwischen

ihnen einstellen kann, ohne daß sich am Ende Vereinigungen imperialen Typs in ganz Europa verwirklichen könnten.

Also Merkantilismus, Polizeistaat andererseits und europäisches Gleichgewicht: All das war die konkrete Form dieser neuen Regierungskunst, die sich um das Prinzip der Staatsräson gruppierte. Das sind drei Weisen, die sich im übrigen gegenseitig verpflichtet sind, um gemäß einer Rationalität zu regieren, die den Staat zum Prinzip und zum Anwendungsfeld hat. Und in diesem Zusammenhang habe ich versucht, Ihnen zu zeigen, daß der Staat weit davon entfernt ist, eine Art von historisch-natürlicher Gegebenheit zu sein, die sich aus eigener Kraft wie ein »seelenloses Ungeheuer«⁷ entwickeln würde, dessen Keim in einem bestimmten Augenblick der Geschichte angelegt worden wäre und sie Schritt für Schritt auffressen würde. Der Staat ist nicht so etwas, er ist kein seelenloses Ungeheuer, sondern das Korrelat einer bestimmten Weise zu regieren. Und die Frage ist, wie sich diese Regierungsweise entwickelt, was ihre Geschichte ist, wie sie sich verbreitet, wie sie sich wieder zurückzieht, wie sie sich auf dieses und jenes Gebiet ausdehnt, wie sie neue Praktiken erfindet, gestaltet und entwickelt. Darin besteht das Problem und nicht darin, aus [dem Staat]* auf der Bühne eines Kasperletheaters eine Art von Polizist zu machen, der die verschiedenen Gestalten der Geschichte überwältigen würde.

Mehrere Bemerkungen zu diesem Thema. Zunächst Folgendes: In dieser Regierungskunst, die nach Maßgabe der Staatsräson geordnet ist, gibt es einen Zug, der, wie ich meine, ganz charakteristisch und wichtig für das Verständnis des Folgenden ist. Er besteht darin: Der Staat, wie Sie sehen, oder vielmehr das Regieren nach der Staatsräson, setzt sich in seiner Außenpolitik, sagen wir: in seinen Beziehungen mit den anderen Staaten, ein begrenztes Ziel, und zwar im Unterschied zu dem, was schließlich der Horizont, das Vorhaben, sozusagen die Sehnsucht der meisten Regierenden und Souveräne des Mittelalters

* Offenbarer Fehler. Michel Foucault sagt: »der Geschichte«.